

Schnittstellen: Schriftlichkeit und der Übergang vom Inklusionsindividuum zum Exklusionsindividuum

Medien sind niemals Substitute. Sie verändern, indem sie zu ersetzen scheinen. So wie Schrift nicht gesprochene Sprache ablöst, so löst die schriftliche Kommunikation nicht die mündliche ab. Vielmehr entsteht mit der Einführung der Schrift in die gesellschaftliche Kommunikation erst eine von der Schriftlichkeit unterschiedene Mündlichkeit. Die Differenz schriftlich/mündlich entfaltet sich jedoch historisch höchst unterschiedlich. Schriftlichkeit ist kein genuin modernes Phänomen, sie ist aber mit einer Reihe struktureller, operativer und semantischer Konsequenzen verbunden, die konstitutiv für die Entwicklung der (europäischen) Moderne sind. In der einen oder anderen Weise ist dies in der soziologischen Theorie immer gesehen worden.

Klassiker und Zwischenklassiker nahmen vor allem die *strukturellen* Konsequenzen des Schriftgebrauchs für die Organisation der Gesellschaft in den Blick. Max Webers religionssoziologische und rechtssoziologische Schriften etwa räumen der Entwicklung des Schreiberintellektualismus und des Schriftgelehrtentums einen bedeutenden Platz ein. Seine Herrschaftssoziologie wäre weder in ihren Passagen über die Antike noch in der Ausformulierung des modernen Typs bürokratischer Herrschaft ohne die Beachtung des verwaltungsmäßigen »Schreib- und Rechenwesens« möglich gewesen.¹ Für die komplexer werdende Gesellschaft wird bei Weber v.a. auf die Aktenmäßigkeit der Verwaltung verwiesen. Zusammen mit den Wissenstypen des Fach- und Dienstwissens, dem Beamtentum, monetärer Gratifikation und der Regelmäßigkeit der Verwaltung bildet sie die Grundlage der »bürokratischen Herrschaft«. Schriftlichkeit wird also im Problemhorizont von gesellschaftlicher Stratifizierung, neuen Wissenstypen, Rationalisierung und Formalisierung erörtert. Themen, die bei Parsons wieder aufgenommen und fortgesetzt werden. Eine gut institutionalisierte Schriftsprache ist in der Theorie Parsons' Voraussetzung einer fortgeschrittenen Form »evolutionärer Universalien«, und zwar auf der Ebene der sozialen Organisation

1 Vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922), Tübingen 1985, bes. S. 653 und 738.

der Gesellschaft, die das »primitive Stadium« deutlich hinter sich gelassen hat.² Zwischen der primitiven, intermediären und modernen evolutionären Entwicklungsstufe der Gesellschaft siedelt Parsons Schriftsprache und Literalität an, gleichsam als Katalysator der gesellschaftlichen Evolution. Seit soziologische Theorie Sozialität als Kommunikation begrift, das eine also mit dem anderen identifiziert, geraten mehr und mehr die durch die Differenz schriftlich/mündlich ermöglichten *operativen* Veränderungen der Kommunikation in den Blick, die freilich selbst wieder strukturelle und semantische Konsequenzen haben: die Aufhebung von Gleichzeitigkeit und Gleichräumlichkeit in der schriftlichen Kommunikation, die Ermöglichung eines bewusstseinsunabhängigen sozialen Gedächtnisses und die Steigerung der Ablehnungswahrscheinlichkeit der Kommunikation.³ Im Problemhorizont dieses Artikels stehen Veränderungen der auf die Differenz schriftlich/mündlich bezogenen Kommunikations*semantik*. Die übliche Gegenüberstellung von Gesellschaftsstruktur und Semantik wird dabei um die Dimension der Kommunikationsmedien erweitert. Aus einer binären wird somit eine trinäre Korrelation.

Gesellschaftsstruktureller Bezugspunkt unserer Analyse ist die Veränderung der Differenzierungsform, die den Übergang zur Moderne einleitet. Es geht um die Umstellung der Primärdifferenzierung der Gesellschaft von Schichten auf Funktionssysteme, die sich in der europäischen Gesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert vollzieht. Dabei gehe ich davon aus, dass die erwähnten Gesellschaftstypen als Ordnungen von Kommunikationen durch Systemdifferenzierung zu beschreiben sind.⁴ Elaborierte Sondersemantiken des neuen Gesellschaftstyps tragen dem Rechnung. Sie sind nicht mehr an Schichten, sondern an ausdifferenzierten Teilsystemen wie Politik, Religion, Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Familie orientiert. Die Schließung dieser Teilsysteme vollzieht sich über die jeweiligen Semantiken und Operationsmodi, genauer: über an binären Codes orientierte, funktionspezifische Kommunikationsformen. Die Differenz schriftlich/mündlich ist operative Voraussetzung beider Gesellschaftstypen. Die stratifizierte Gesellschaft kann ihre Semantik und ihre überregionale Kommunikationsweise nur mit Hilfe der Schriftlichkeit entwickeln, beschreibt sich selbst jedoch als Interaktionszusammenhang. Funktionale Differenzierung ist im Kern schriftlich

2 Vgl. Talcott Parsons, »Evolutionary Universals in Society«, in: *American Sociological Review* 29 (1964), S. 339-357.

3 Siehe dazu: Cornelia Bohn, *Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit*, Opladen 1999.

4 Vgl. Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1980 und ders., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1997, bes. Kap. 4 und passim.

vorbereitet. Das betrifft sowohl die *Distinctions directrices*, die Sondersemantiken der einzelnen Funktionssysteme erst evoziert haben, als auch die freilich erst viel später einsetzenden routinierten bürokratischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Kommunikationsmodi. Obgleich sich Gesellschaft jetzt in ihrem eigenen Selbstverständnis auch in Abwesenheit ihrer Mitglieder reproduziert, bleibt die Interaktion ein wichtiges Ordnungsformat.

Im Folgenden wird gefragt, wie in dieser Umstellungssituation die Differenz schriftlich/mündlich in der Selbstbeschreibung der Kommunikation reflektiert wird. Es geht um das Problem, wie die Kommunikation das Medium, in dem sie sich operativ verwirklicht, selbst zum Thema macht. Selbstbeschreibungen sind Texte, die aufgrund von Selbstbeobachtungen – also im System auf das System gerichtete Operationen – zustande kommen. Selbstbeschreibungen von Sinnsystemen sind notwendig selektiv und selbstsimplifizierend. Sie haben einen Informationswert, »nur deshalb, weil das System für sich selbst intransparent ist.«⁵ Während Selbstbeobachtungen im Sinne einer permanenten Selbstidentifikation dafür sorgen, dass frühere und spätere Operationen Kontakt miteinander unterhalten, sind Selbstbeschreibungstexte für Wiedererkennung und für Mehrfachgebrauch geschaffen und koordinieren schließlich die zu ihnen passenden Selbstbeobachtungen. Aus dieser zirkulären Struktur ergibt sich, dass der Zusammenhang von Operation und Selbstbeschreibung ebenso nachträglich wie konstitutiv ist, denn die Beschreibung des Systems modifiziert dessen operative Logik. Das lässt sich nicht nur für ausdifferenzierte Funktionssysteme und deren Reflexionstheorien, sondern auch für die Kommunikationssemantik und deren operative Logik zeigen.

Dazu werde ich zunächst die Selbstbeschreibung der Kommunikation der französischen Moralisten rekonstruieren. Jene elaborierte Konversationssemantik des 17. Jahrhunderts begriff sich gleichzeitig als Gesellschaftsbeschreibung: Gesellschaft wurde freilich – und das entspricht der Repräsentationslogik stratifizierter Gesellschaften – mit der Oberschichteninteraktion identifiziert. Obgleich die hier entstandene Kommunikationssemantik mehrfach auf Schrift bezogen ist, bleibt sie

5 Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 886 und passim. Ein interessanter Vergleich findet sich bei Urs Stäheli, »Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik«, in: *Soziale Systeme* 4 (1998), S. 315-341, obgleich dort die sinntheoretischen Implikationen in Luhmanns Konzeption der Selbstbeschreibung zu kurz kommen; auch übersieht das Insistieren auf Nachträglichkeit die Bedeutung der *preadaptive advances* und die Formen der Abwehr- oder Begleitsemantiken für den Zusammenhang von soziostruktureller Evolution und Semantik. Vgl. auch die weiterführenden Überlegungen von Rudolf Stüchweh, »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: *Soziale Systeme* 6 (2000), S. 237-251.

eine Interaktionssemantik. Auf die funktionale Differenzierung reagiert Rousseau. Ich schlage eine Lesart vor, die frühe sprach- und gesellschaftstheoretische und späte autobiographische Texte aufeinander bezieht. Mit Rousseau wird m.E. eine neue – wenn auch zunächst verzweifelte – Beschreibung der Differenz schriftlich/mündlich auf den Weg gebracht; darüber hinaus lässt sich hier die schriftgestützte Umstellung von Inklusionsindividualität auf Exklusionsindividualität nachzeichnen. In der deutschen Romantik findet sich schließlich eine Umwertung der Differenz schriftlich/mündlich, die sich formtheoretisch beschreiben lässt: Formbildend ist jetzt nicht mehr die Mündlichkeit im Sinne der Oberschichteninteraktion, sondern die Schriftlichkeit. Die Wiedereinführung (re-entry) der Unterscheidung schriftlich/mündlich findet jetzt auf der Seite der Schriftlichkeit statt.

Konversation und Stratifikation

Die stratifizierte Gesellschaft – deren kommunikative Selbstausslegung hier zunächst interessiert – ist einerseits bestimmt durch eine im hohen Maße auf Systemdifferenzierung basierenden Operationsweise, andererseits aber beruht sie auf der Unterstellung der Dominanz von Adel und Hof für die Gesamtrepräsentation der Gesellschaft. Diese Paradoxie spiegelt sich auch in den Selbstbeschreibungsformen, die diese Gesellschaft entwickelt. Ihre gepflegte Semantik beschreibt sich selbst als eine geschichtete, deren Spitze von König, Hof und Adel gebildet wird. Da die Spitze ihre Funktion aber nicht durch spezifische – etwa berufliche – Leistungen, sondern durch Repräsentation erfüllt, setzt dies die virtuelle Anwesenheit in einem Zentrum voraus. Sichtbarkeit und Anwesenheit sind die Voraussetzung für Zugehörigkeit. Aber sie sind zunächst nur eine potentielle Garantie. Ein großer Teil der Hofkritik (z.B. Méré und La Bruyère) stellt denn auch nicht grundsätzlich das semantische Schema in Frage, er unterstreicht aber, dass nicht alle am Hofe Anwesenden Höflinge im idealen Sinne sind. Jedenfalls reicht bloßer adliger Status nicht mehr aus, wenn er sich nicht in zumindest virtuelle höfische Präsenz und kommunikative Kompetenz transformieren lässt. Umgekehrt ist Herkunft aus der Robe bzw. Abstammung aus der Hochfinanz nicht unbedingt ein Hindernis. Wichtig ist aber, dass diese Herkunftskriterien nicht in die Kommunikation am Hof einfließen. »L'on est petit à la cour et quelque vanité que l'on ait, on s'y trouve tel; mais le mal est commun

et le grands mêmes y sont petits.«⁶ Für den Hof selbst bildet sich als akzeptables Stilideal die honnêteté aus, und das heißt eben: eine unspezifizierte Eleganz berufsloser Oberschichten, die sowohl die regionale Adelsabstammung als auch die funktional spezifische Herkunft aus dem Wirtschafts-, Militär- oder Rechtsbereich invisibilisiert.

Die bürgerliche Welt kommuniziert über Leistungen. Im Prinzip bei Abwesenheit der Personen, die geradezu hinter ihren funktionalen Beiträgen verschwinden können, um dann in einer eigens dafür ausdifferenzierten Privatsphäre wieder aufzutauchen.⁷ Der Hof kann nur die Dramatisierung von Anwesenheit (unter Umständen auch: kontrafaktisch) stützen. Die Selbstbeschreibung der kommunikativen Form, die der honnêteté angemessen ist, zentriert deshalb auf Mündlichkeit und muss es tun. Ihr eleganter Prototyp ist Konversation. Alle schriftliche Kommunikation wird deshalb um sie herum organisiert.

Es entstehen Texte, die Regeln und Verhaltensmaximen enthalten, unter ihnen die paradoxe Anweisung, diese seien nicht zu lernen und führten schon gar nicht zum Erfolg, wenn sie als Anwendung von Regeln sichtbar würden. Dies ändert sich im Laufe des Jahrhunderts. Maximen und Vorschriften beziehen sich in Gestalt von Anstandsbüchern, Gesprächs- und Komplimentierbüchern sowie Briefstellern und Aufzeichnungen von Konversationen und Theorien über Konversationen auf mündlichen und schriftlichen Verkehr. Der Integrationsmodus der stratifizierten Gesellschaft ist aber die Oberschichteninteraktion.⁸ In dem zeitgenössischen Selbstverständnis ist die Interaktion der Oberschicht identisch mit der Gesamtgesellschaft. Die virtuell beliebig herstellbare Kopräsenz der »Mitglieder« dieser Gesellschaft zwingt sie zu einem unspezifischen Verkehr und zu einer nicht funktionsspezifischen Einbindung ihrer Mitglieder. Sie zwingt zu Stilisierungen, die deutlich eine Abwehr gegen alles Expertentum und jede Spezialisierung enthalten. In der Selbstbeschreibung führt dies zu der im 17. Jahrhundert überbordenden Semantik der Konversation, die eine weit über ihre Ursprungssituation hinausreichende Prägekraft der Kommunikation und ihrer Selbstbeschreibung enthält.⁹

6 Jean de La Bruyère, *Les Caractères* (1694), Paris 1965, S. 202.

7 Hier setzt Alois Hahns Kritik an Elias ein: Danach ist die in der höfischen Kommunikation eingübte Affektkontrolle gerade nicht vorbereitend für den bürgerlichen Verhaltensstil. Der Bürger kann »patzig« sein, da er seine Geschäfte ohnehin in Abwesenheit regelt. Vgl. Alois Hahn, »Theorien der Entstehung der europäischen Moderne«, in: *Philosophische Rundschau* 31 (1984), S. 178-202.

8 Vgl. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, a.a.O., bes. S. 84.

9 Die Konversationssemantik des 17. Jahrhunderts kann durchaus als Vorbild für courante Interaktionstheorien gelesen werden. Viele in der Konversationssemantik formulierte Verhaltensmaximen finden sich etwa in Erving Goffmans Interaktionspragmatik wieder. An-

Es entstehen Abwehr- und Öffnungssemantiken, die selbst aber nur eine neue Abwehrposition besetzt halten. Das unbestimmbare und sich jeder schriftlichen Weitergabe versagende »je-ne-sais-quoi« des guten Geschmacks versucht eine Bastion der hohen Geburt zu bewahren. Es richtet sich gegen die zunehmenden Aufstiegsbewegungen und konterkariert Verschriftlichungsbemühungen der Verhaltensmaximen. Trotz dringender Lektüreprüfung verweisen die gedruckten Texte eindeutig darauf, dass die Lektüre nicht alles ist. Sie ist eben nur Ersatz für die hohe Geburt oder den Belesprit und damit als ein wenig prestigieuser Erwerbsstil in der gesellschaftlichen Anerkennung abgewertet. Bei aller Mühe lässt sich das Raffinement des guten Geschmacks und des noblen Stils nach der zeitgenössischen Auffassung eben nicht erlernen. Man unterscheidet zwischen der honnêteté, der Noblesse und dem Belesprit:

»A l'origine, l'honnêteté est une attitude qui s'apprend. [...] la noblesse est une qualité de naissance, le bel esprit est une qualité de nature: Un bel esprit est riche de son fonds: il trouve dans ses propre lumières ce que les esprit communs ne trouve que *dans les livres* (Hervorhebung CB)«. ¹⁰

Sachlich ist das honnêteté-Konzept gegen jede Spezialisierung gerichtet.

»Il faut qu'on n'en puisse (dire), ni: »Il est mathématicien«, ni »prie-cateur«, ni »éloquent« mais »il est honnête homme«. Cette qualité universelle me plaît seule. Quand en voyant un homme on se souvient de son livre, c'est mauvais signe; je voudrais qu'on ne s'aperçût d'aucune qualité que par la rencontre et l'occasion d'en user [...], de peur qu'une qualité ne l'emporte, et ne fasse baptiser; qu'on ne songe point qu'il parle bien sinon quand il s'agit de bien parler, mais qu'on y songe alors«. ¹¹

Die einzig mögliche Form der Selbstpräsentation des honnête homme ist, sich der Situation, und das heißt in der Regel der Konversation, zu überlassen. Die Konversation selbst wird im Frankreich des 17. Jahr-

dere in Paul Grice, »Logic and Conversation«, in: ders., *Studies in the Way of Words*, Cambridge 1991, S. 22-40. Ob diese Koinzidenz ein Resultat des zirkulären Verhältnisses von Selbstbeschreibung und Operation ist, wollen wir offen lassen; im 17. Jahrhundert wurde jedenfalls noch präskriptiv formuliert, was im 20. Jahrhundert als Analyse vorgeführt wird.

10 Bouhours 1671, zit. nach Alain Viala, *Naissance de l'écrivain. Sociologie de la littérature à l'âge classique*, Paris 1975, S. 149.

11 Blaise Pascal, *Pensées* (1670), Paris 1958, S. 35.

hunderts als nicht spezialisierte Unterhaltung bestimmt. Die ernsthafte Erörterung von Sachproblemen, Entscheidungsfindungen oder mit dem pejorativen Begriff der Pederie belegten Gelehrtengespräche sind nicht konversationsadäquat. *Traité des affaires, conference, conseil* und *conversation* sind streng voneinander getrennte Kommunikationsweisen und werden systematisch auseinandergehalten.¹² Die semantische Ausarbeitung in den zeitgenössischen Sozialtheorien gilt allerdings der funktionsentlasteten Konversation; denn in der konversationell organisierten Interaktion, so die dieses Interesse stützende Auffassung, reproduziert sich Gesellschaft. Die scheinbar zwanglose Unterhaltung darf kein erkennbar anderes Ziel verfolgen als zu gefallen. Thematische Restriktionen beziehen sich immer auf das Schema einer nicht spezialisierten Unterhaltung, an der alle teilnehmen können. Es dürfen daher nicht beliebige Themen berührt werden. Die Differenzierung von Religion und Moral bereits vorausgesetzt, dürfen moralische Fragen thematisiert werden, Religion oder gar Theologie sind hingegen ausgeschlossen.¹³

Die doppelte Kontingenz der Interaktion wird hier ausschließlich in der Sozialdimension abgearbeitet. So richtet sich die Themenwahl grundsätzlich danach, ob das anvisierte Thema Alter gefällt, ob Alter an die thematische Vorgabe anschließen kann oder nicht. Schneller Themenwechsel ist daher eine der obersten Maximen, um die perhorreszierte Pederie oder die gefürchtete Langeweile zu vermeiden und um sich immer wieder des Gefallens beim Gesprächspartner zu versichern. Diese Möglichkeit des unmittelbaren Sich-Versicherns bei den anderen

12 Eine Liste der Anlässe für Konversation, die durchaus mit den Goffmanschen *encounters* vergleichbar sind, findet sich bei Chevalier de Méré, *Œuvres Complètes*, Bd. 2, S. 102 f. »J'appelle Conversation, tous les entretiens qu'ont toute sorte de gens qui se communiquent les uns aux autres, soit qu'on se rencontre par hazard, et qu'on n'ait que deux ou trois mots à se dire; soit qu'on se promène ou qu'on voyage avec ses amis, ou mesme avec de personnes qu'on ne connoist pas; soit qu'on se trouve à table avec des gens de bonne compagnie, soit qu'on aille voir des personnes qu'on aime, et c'est où l'on se communique le plus agréablement; soit enfin qu'on se rende en quelque lieu d'assemblée, où l'on ne pense qu'a se divertir, comme en effet, c'est le principal but de l'entretiens. Car quand on s'assemble pour délibérer ou pour traiter d'affaires, cela s'appelle Conseil et Conference, où d'ordinaire il ne faut n'y rire n'y badiner.« Eine ähnlich funktionsenthobene Bestimmung von Konversation findet sich bei Pierre d'Ortigue de Vaumorière, *L'Art de plaire dans la conversation*, Paris 1691, S. 5: »Il y a bien des distinctions à faire là dessus, et toutes les fois que plusieurs personnes parlent dans les Assemblées, elles ne forment pas ce que nous appellons Conversation. Il faudroit que les sciences obscures et les grandes affaires eussent moins de part dans leur discours que la bienséance et le divertissement.«

13 Vgl. Vaumorière, *L'Art de plaire dans la conversation*, a.a.O., bes. 307 ff. Die wenig streitbare Wissenschaft der Geographic, sowie die Plauderei über Reisebekanntschaften werden immer wieder als thematische Konversationsressourcen erwähnt. Im Prinzip aber sind funktionsbezogene Themen wie Politik, vor allem die im eigenen Lande (S. 287 ff.), Krieg und Wissenschaft zu meiden.

entfällt in der Schriftlichkeit. Méré reflektiert diese Differenz und beklagt, dass etwa der Brief, gerade weil er eine größere Freiheit in der Themenwahl lässt, wenig Chancen in sich birgt zu gefallen: »et quand on veut écrire il ne faut pas esperer de rien faire qui plaise beaucoup, ou qui puisse donner de l'admiration, [...]«¹⁴ Die Schriftlichkeit fügt sich nur schwer dem eigentlichen Konversationsziel *zu gefallen*. Zumal die *l'art de plaire* der Konversation im 17. Jahrhundert reflexiv wird. Man gefällt, indem man anderen die Möglichkeit lässt zu gefallen. Die Kunst besteht darin, Alter in der Interaktion Raum zur Selbstdarstellung und Selbstbestimmung zu lassen. Diese reflexive Struktur von Sozialität wird zwar noch nicht theoretisch, aber als Kunstlehre formuliert. So dient die Übernahme der Perspektive Alters der Steigerung des eigenen Erfolgs in der Kommunikation. Die Eleganz der Formulierung alleine zählt nicht, entscheidend ist die Eleganz des Zuhörens. Der Konversierende ist einerseits daran interessiert, den Zuhörer zu erfreuen, andererseits aber auch daran, die Kunst des Zuhörens zu kultivieren. Honnêteté als gelungene Lebensgestalt geht nicht bloß in gespielter Höflichkeit auf den anderen ein. Erst das Zuhören, die Aufmerksamkeit für den Beitrag des anderen, so La Rochefoucault, zeichnet die Konversation aus:

»Ce qui fait que si peu de personnes sont agreable dans la conversation, c'est que chacun songe plus à ce qu'il veut dire qu'a ce que les autres disent. Il faut écouter ceux qui parlent si on en veut être écouté; il faut leur laisser la liberté de faire entendre, et même de dire des choses inutiles. Au lieu de les contredire ou de les interrompre, comme on fait souvent, on doit au contraire, entrer dans leur esprit et dans leur goût, montrer qu'on les entend, [...]«¹⁵

14 Méré, *Œuvres Complètes*, a.a.O., S. 99; an anderer Stelle erwähnt er die unterschiedlichen Kompetenzen in der Konversation und in der Schriftlichkeit: »Ce qui me semble le plus nécessaire, mais le plus difficile, c'est premierement comme j'ay dit de bien penser sur le sujet qui se presente, tout ce qu'il y a de plus excellent à dire, et de sçavoir exprimer chaque chose à part du meilleur ton, et de l'air de plus agréable, sans avoir égard à ce qui va devant, ou qui vient après. Beaucoup de gens qui font des volumes ne sçavent rien de tout cela; comme aussi on peut avoir cét avantage, et ne pas sçavoir écrire un simple billet.« Ebd., S. 105.

15 François de la Rochefoucault, *Maximes* (1665), Paris 1992, S. 191; bereits die Politesse-Semantik hatte Alter und nicht die eigene Selbstdarstellung in den Blick genommen: »Il me semble que l'esprit de politesse est une certaine attention à faire que par nos paroles et par nos manières les autres soient contents de nous et d'eux-mêmes.« Jean de la Bruyère, *Les Caractères* (1694), Paris 1965, S. 157.

Der Zentralität des Zuhörens – und nicht der Selbstdarstellung, um die jeweilige Alter-Position zur Geltung kommen zu lassen – korrespondiert eine weitere Anweisung in der Konversationssemantik, die auch immer das Vermeiden von Lächerlichkeit impliziert. Bei Bellegarde und an anderen Stellen wird immer wieder darauf hingewiesen, dass man sich auf die Konversation nicht vorbereiten könne; eine vorweggenommene Einsicht in die Emergenz von Interaktionen, die dann gestört ist, wenn die Mitteilung nicht an die verstandene oder missverstandene vorausgegangene Mitteilung anschließt.

»Les personnes qui préparent, & qui apprennent de mémoire ce qu'elles doivent dire dans la conversation, plaisent rarement. Il faut que l'occasion fasse naître l'entretien, & se laisse conduire au hazard. Ceux qui se sont fait un plan de ce qu'ils doivent dire, n'écotent point ce que les autres disent; ils sont attentifs à épier le moment de debiter ce qu'ils ont appris; mais ils n'arrive rarement qu'ils le placent à propos.«¹⁶

Als besonders unhöflich, und daher der Lächerlichkeit ausgesetzt, gilt es freilich, in der Interaktion zu widersprechen. Die in neueren Interaktionsstudien immer wieder herausgefundene Konsenspräferenz der Interaktion wird hier auf der Ebene von Verhaltensmaximen formuliert:

»Les plus incommodes de tous sont ceux qui veulent toujours contredire, & qui se déclarent d'abord contre ce que les autres avancent: ils ne sont pas toujours sûrs de leurs propres sentiments; ils ne contredisent que pour avoir le plaisir malin d'être d'une opinion contraire. Ce n'est pas un bon moien de se faire souhaiter dans les compagnies, & de gagner l'estime & l'affection des gens.«¹⁷

Wenn wir die Konversationsmaximen zusammenfassend charakterisieren, so ist der binäre Code, woran sich die Konversation von anderen Kommunikationsweisen unterscheidet, gefallen/nicht gefallen. Sie ist eine – vielleicht die erste – Interaktionssemantik, die innerhalb der Grenzen von Anwesenheit und wechselseitiger Wahrnehmbarkeit eine streng mutualistische Konstitution des Interaktionssystems vorsieht,

16 Jean-Baptiste Morvan de Bellegarde, *Reflexions sur le ridicule, et sur les moyens de l'éviter*, Paris 1697.

17 Ebd., S. 13 f.

dessen eigener Prozess strikt an den Anschlussmöglichkeiten Alters orientiert ist. Daher die Regeln, man dürfe sich nicht selbst zum Thema machen, einschließlich dessen, was später Privatsphäre genannt wird, könne sich nicht vorbereiten, müsse auf einen raschen Themenwechsel gefasst sein und reagieren, nicht widersprechen, die Eleganz des Zuhörens kultivieren, die dem anderen die Möglichkeit zur Darstellung gäbe und niemals pedantisch auf einem Thema oder gar einem Wissensgebiet insistieren. Dies unterscheidet die Konversation von der Rhetorik, deren Ziel die Überzeugung ist. Die rhetorische Rede als Persuasivtechnik lebt gerade von der Vorbereitung und von ihrem thematischen Bezug. Konversation baut auf Reziprozität auf und ist responsiv, während die Rhetorik nicht-responsiv ist. Sie verlangt keine Antworten und kennt keine Fortsetzung in der Interaktion selbst, ihr Erfolg zeigt sich in den Anschlusshandlungen politischer, religiöser oder juristischer Art. In der Rhetorik wird eine asymmetrische Kommunikationssituation vorgeschrieben, die Alter- und Ego-Positionen festlegt und invariabel hält, während die Konversation eine rasche Oszillation zwischen Alter- und Ego-Positionen geradezu erzwingt. Obgleich auch die Rhetorik in der Ursprungssituation eine im Medium der Schriftlichkeit verfasste Selbstbeschreibung der Mündlichkeit ist, dehnt sie sich auf die schriftliche Kommunikation aus und akzeptiert im Gegensatz zur Konversation Spezialisierungen in der Mündlichkeit und in der Schriftlichkeit, etwa die Kanzelrede, die politische oder die juristische Rhetorik, die Präskription von Dichtung. Literatur und Poesie werden im 17. Jahrhundert zwar in die Rhetorik einbezogen, es werden Konstruktionsprinzipien für gelungene Dichtung entwickelt, der Maßstab aber ist Eloquenz, ein Modell organisierter Mündlichkeit.¹⁸ Rhetorik reagiert auf die Differenz schriftlich/mündlich und führt durch schriftliche Systematisierungen zur Steigerung der Mündlichkeit, die wir auch als organisierte Oraltät bezeichnen können. Während die Konversationssemantik einerseits auf die Differenz Interaktion/Gesellschaft reagiert, aber Gesellschaft noch als in der Interaktion repräsentiert und enggeführt begreift. Andererseits reagiert sie auf die Differenz Interaktion/Buchlektüre; wobei der gesellschaftlich längst notwendige Wissenserwerb über Lektüre, etwa von

18 Vgl. Marc Fumaroli, *L'Age de l'éloquence. Rhétorique et «res literariae» de la Renaissance au seuil de l'époque classique*, Paris 1994. Für die Orientierung der Salonkonversation und der Wissenstradierung im 17. Jahrhundert in Frankreich am Modell der Mündlichkeit vgl. auch: Clemens Albrecht, *Zivilisation und Gesellschaft*, München 1995, bes. S. 73. Albrecht kann auch aus kultursoziologischer Perspektive mit ausführlichen Belegen zeigen, dass der Salon – der genuine Ort der hier beschriebenen Konversationssemantik – kein beliebiger Geselligkeitsanlass ist; vielmehr ist der moderne Gesellschaftsbegriff als Reflexion auf die französischen Salons entstanden, vgl. ebd., bes. S. 114.

Verhaltensmaximen, ebenso systematisch abgewertet wird wie die spezialisierten Wissensformen, die der Buchdruck als Ausdifferenzierung von überregionalen Sonderkommunikationen freisetzt. Wissensformen und Aneignungsstile können in dieser Gesellschaft nur innerhalb der Begrenzungen Bestand haben, die die Interaktion setzt.

Konversation bleibt eine Bastion für Nicht-Spezialisten und funktionsentlastete Interaktion. Sie begreift sich als der Ort, an dem die stratifizierte Gesellschaft ihre Spitze – wie intern differenziert auch immer – virtuell versammelt, als der Ort, an dem über die Geschicke der Gesamtgesellschaft entschieden wird. Dass es sich tatsächlich um eine Übergangssituation von Stratifikation zu funktionaler Differenzierung handelt, wird an den funktionsbezogenen Kommunikationsformen in Wissenschaft, Wirtschaft, Religion und Politik deutlich sichtbar. Das pedantische Gespräch oder die schriftlichen Erörterungen von Gelehrten, die sachbezogene Entscheidungsfindung in der Politik, die von jedem reziproken Gefallenskalkül abstrahierende wirtschaftliche Kommunikation, die sich stattdessen an wirtschaftlicher Rentabilität orientiert, sind als Sonderformen von Kommunikation bereits vorhanden. Sie werden aber in der dominanten Form der Selbstbeschreibung der gesellschaftlichen Kommunikation abgewertet. Die Interaktion der Oberschichten, die sich mit der Konversationssemantik eine Selbstbeschreibung geschaffen hat, hält sich im Sinne der stratifizierten Gesellschaftsdifferenzierung für die Spitze, die das Ganze repräsentiert.

Trotz der Selbstthematization als Interaktion ist die Konversation des 17. Jahrhunderts ohne Schrift nicht denkbar. Sie hat einen doppelten Schriftbezug. Zum einen – und das hatten wir bereits erwähnt – ist sie eine schriftlich formulierte Semantik der Interaktion. Schriftlichkeit hat auch hier den Effekt der Steigerung und Systematisierung von Mündlichkeit. Zum anderen versammeln sich en cour et en ville keine Illiteraten. Das orale Milieu der französischen Oberschicht des 17. Jahrhunderts war gleichzeitig der Ort der Entstehung und der Rezeption von Texten. Bekannte schriftliche Derivate der Konversation sind Memoiren und Briefe der Konversationsvirtuosen wie Cardinal Retz, Saint Simon, Madame de Sevigné, Mademoiselle de Montpensier und anderen.¹⁹ Der Stil ist freilich nicht vergleichbar mit dem als pedantisch ver-

19 Im 17. Jahrhundert werden *reale* Briefe und Memoiren abgedruckt und publiziert, während im 18. Jahrhundert Memoiren und Briefwechsel bis hin zum Briefroman im Modus des Fiktiven als Literatur produziert werden. Beispiele für das 18. Jahrhundert sind: Guilleragues, *Lettre d'une portugaise*; Diderot, *La religieuse*; Prévost, *Mémoires d'un honnête homme*; Laclous, *Les liaisons dangereuses*. Ein wiederkehrendes Thema (auch in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon) sind die heimlichen Amouren im Widerspiel zwischen Verheimlichung und Indiskretion. In einer Gesellschaft, die von einer generellen Präsenzpflicht geprägt ist,

rufenen fachkundigen Stil der Gelehrten. Aber die Konversierenden sind keine Amateure. Das Urteil über Bücher in dieser Kultur der »Oratur« wird, wie Marc Fumaroli bemerkt, an der sozialen Resonanz und an der Musikalität der Texte bemessen. Die Differenz schriftlich/mündlich bleibt daher der blinde Fleck in der zeitgenössischen Selbstbeobachtung der Kommunikation, da Schriftlichkeit als Kopie der Mündlichkeit vorgeführt wird.²⁰

»Le plaisir de l'écoute dans une société de gourmets de la parole, prime pour eux sur le plaisir du texte«. Le texte littéraire français, pour durer doit emprunter l'apparente facilité orale, le bonheur sonore de la parole vive adressée à quelqu'un, et que le lecteur entend comme s'il était convié à un intense entretien oral.«²¹

In der beschriebenen Gesellschaft regelt die Konversation also gleichzeitig die orale Sozialität wie die geschriebenen und die gedruckten Werke. Das Auswahlssystem für die eigene Semantik bleibt die Ober-schichteninteraktion.

stellen die heimlichen Amouren freilich ein besonderes Problem dar. Überall sind potentielle Zeugen postiert und man muss die seltenen Gelegenheiten abpassen, unbeaufsichtigt Botschaften und Liebeszeichen in Gestalt von Briefen zu übermitteln. Die schriftsemantischen Implikationen sieht Albrecht Koschorke, *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 2003, S. 165.

20 Darin sind die Interaktionstheorien in exakter Parallele zu den Sprachtheorien des 17. Jahrhunderts konstruiert. In der Logik von Port Royal etwa wird das Verhältnis Ideen, Sprache/Schrift als exaktes Übersetzungsverhältnis beschrieben, die Differenz Sprache, Schrift wird nicht – wie dann im 18. Jahrhundert – eigens thematisiert: »La troisième division des signes, est, qu'il y en a de naturels qui ne dépendent pas de la fantaisie des hommes; comme une image qui paroît dans un miroir est un signe naturel de celui qu'elle représente; et qu'il y en a d'autres qui ne sont que d'institution et d'établissement, soit qu'il ait quelque rapport éloigné avec la chose figurée soit qu'ils n'en aient point-du-tout. Ainsi les mots sont signes d'institution des pensées, et les caracteres des mots. On expliquera, en traitant des propositions, une vérité importante sur ces sortes de signes qui est que l'on en peut en quelques occasions affirmer les choses signifiées.« Antoine Arnauld und Pierre Nicole, *La Logique ou l'art de penser* (1670), Paris 1970.

21 Marc Fumaroli, *Trois institutions littéraires*, Paris 1994, S. 132. Für die enge Verbindung von Konversation und Brief im 17. Jahrhundert in Frankreich vgl. auch die Beiträge in: Bernard Bray/Christoph Strosetzki, *Art de la lettre – Art de la Conversation à l'époque classique en France*, Paris 1995. Selbst der Eintrag »Lettres des Modernes« in der Encyclopédie von 1765 enthält noch das Sülideal der Konversation als Vorbild für das genre épistolaire (simple, libre, familier, vif et naturel).

Schriftkritik bei Rousseau

Rousseau, in dessen Schriften sich die sozialen Strukturen seiner Epoche in spezifischer Weise brechen, dient im Folgenden als Phänomen der gepflegten Semantik. In seinen Schriften manifestieren sich Veränderungen der Bedingung von Kommunikation, die einen Umbruch in der Selbstbeschreibung der Kommunikation anzeigen. Entscheidend für den hier zu erörternden Zusammenhang ist aber in erster Linie nicht, dass die soziale Evolution bei Rousseau selbst an schicksalhaften kommunikativen Veränderungen, nämlich der Einführung von Sprache, Schrift, Eigentum in die gesellschaftliche Kommunikation, klar gemacht wird. Es interessiert vielmehr Rousseaus historische Antwort auf die Frage, wieso die Gesellschaft – in unserer Sprache formuliert – im Zuge der Umstellung von stratifikatorischer zur funktionalen Differenzierung in einer bestimmten Weise einen Prioritätenwechsel zwischen Sprache und Schrift vollzogen hat, die freilich eine Autonomisierung der Schriftlichkeit von der Mündlichkeit voraussetzt. In jener Autonomisierung liegt erst die Chance für die Ausdifferenzierung subsystemspezifischer Kommunikationsmodi, die die Oberschichteninteraktion als semantisches Auswahlssystem ablösen. Rousseaus Antwort auf dieses Problem ist hinlänglich paradox. Die Ambivalenz, mit der dieser Umstellungsprozess kommentiert wird, lässt sich an der Semantik der Schriftkritik und der Schriftrehabilitation ablesen.

Es besteht nur ein scheinbarer Widerspruch zwischen den frühen sprach- und gesellschaftstheoretischen Schriften, die sich als Schriftkritik eingepägt haben, und den späten autobiographischen Schriften, die Rousseaus Erfahrung als Individuum formulieren, das an der Konversation scheitert und daher zum Schriftsteller »presque malgré moi« wird.²² Erst die Verschränktheit dieser Analysen zeigt die historische Einsicht der Unauflösbarkeit von gleichzeitiger Aufwertung der Schrift als einziger Möglichkeit der authentischen Artikulation und ihrer Disqualifizierung, da sie der Sprache das Leben entzieht. Oder wie Derrida formuliert: »Er (Rousseau, CB) rehabilitiert die Schrift in dem Maße, wie sie die Wiederaneignung dessen verspricht, was die Rede sich hat entreißen lassen.«²³ Derrida sieht allerdings von jeder historischen Situierung der Schriften Rousseaus ab – was für einen Philosophen legitim sein mag.

22 In den *Lettres à Malesherbes* heißt es: » [...] je devins auteur presque malgré moi.« Jean Jacques Rousseau, »*Emile*« (1762), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 4, Paris 1959, S. 1136.

23 Jacques Derrida, *De la grammatologie*, Paris 1974.

Er analysiert Rousseau vielmehr als Sprach- und Schrifttheoretiker, den er in ein zeitloses Kontinuum mit Levi-Strauss, Husserl, Hegel und anderen stellt. Ausgangspunkt der Analyse ist bekanntlich die Entdeckung einer Präsenzpräferenz im abendländischen Denken Schrift und der ihr eigene Modus der Abwesenheit werden daher als Supplement, als nachträgliche, bloß äußerliche Ergänzung der Sprache begriffen. Für Rousseau trifft dieser Befund aber nicht tatsächlich zu. Denn er geht weder davon aus, dass Schrift die Sprache ersetzt, noch dass sie ihr äußerlich bleibt; schlimmer noch geht Rousseau davon aus, dass Schrift die Sprache gerade verändert, indem sie ihr das Leben entzieht (*énerver*). Entscheidend aber ist, dass bei Rousseau Sprache und Schrift einer vollständig anderen Ursprungssituation entstammen. Unter den verschiedenen Mitteln, unsere Gedanken zu kommunizieren, ist die Sprache für Rousseau die erste soziale Institution, die in ihrer Form nichts der Natur verdankt.²⁴ Die Sprache ist für Rousseau aus den Gefühlen und Passionen erwachsen, die die Menschen verbinden, während die Schrift den Bedürfnissen entspringt, die die Menschen entzweien. »L'art d'écrire ne tient point à celui de parler. Il tient à des besoins d'une autre nature, qui naissent plus tôt ou plus tard selon de circonstances tout à fait indépendantes de la durée de peuples, [...]«²⁵ Schrift, die sich also einem ganz anderen Ursprung verdankt, fixiert nur scheinbar die Sprache. Tatsächlich verändert Schrift Sprache in ihrem Wesen, indem sie die Variabilität und Musikalität des Ausdrucks durch die Exaktheit der Ideen ersetzt und ihr damit das Leben entzieht.²⁶ Selbst dem Sprechen wird unter Bedingungen der Schriftlichkeit – besonders in ihrer Gestalt der Buchlektüre – die Lebendigkeit, das Gefühl, die Musikalität entzogen. Sprache ist unter Schriftbedingungen schriftlich kontaminiert. Indem Rousseau von der Schrift aus Sprache und Schrift analysiert, ihnen einen unterschiedlichen Ursprung attribuiert, gelingt es ihm, die Differenz schriftlich/mündlich strukturell zu erfassen.²⁷

Anders als in der Konversationssemantik, die Schriftlichkeit noch als Kopie der Rede vorgeführt hatte, anders auch als in der Sprachtheorie

24 »De cela seul il suit avec évidence que l'origine des langues n'est point due aux premiers besoins des hommes; il seroit absurde que de la cause qui les écarte vint le moyen qui les unit. D'où peut donc venir cette origine? Des besoins moraux, des passions. Toutes les passions rapprochent les hommes que la nécessité de chercher à vivre force à se fuir. Ce n'est ni la faim ni la soif, mais l'amour, la haine, la pitié, la colère qui leur ont arraché les premiers voix.« Jean-Jacques Rousseau, *Essai sur l'origine des langues* (1781), Paris 1990, S. 67.

25 Ebd., S. 76.

26 Ebd., S. 79 f.

27 Ähnlich optiert Herder, vgl. Heinrich Bosse, »Der Autor als abwesender Redner«, in: Paul Goetsch (Hrsg.), *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*, Tübingen 1994, S. 277-290.

von Port Royal, die – wie es für das 17. Jahrhundert typisch war – von einer exakten Transpositionskette: Ideen, Sprache, Schrift ausging, setzt Rousseau einen doppelten Ursprung für Sprache und Schrift an. Die Gründe und Voraussetzungen der schriftkritischen Diktion der sprachtheoretischen Analyse werden allerdings erst in Verbindung mit Rousseaus Gesellschaftskritik deutlich.

Dass Sprache verbindet, da sie den Gefühlen entspringt, Schrift aber die Menschen auseinander treibt, da sie den Bedürfnissen und einer anderen Art der Vergesellschaftung entspringt, und darüber hinaus zu einer Verarmung des sprachlichen Ausdrucks führt, hat eine exakte Entsprechung in der Kritik der Differenzierung der modernen Gesellschaft. Für Präsenzpräferenz können wir daher auch Einheitspräferenz setzen.

Die Entzweigung der Gesellschaft hat eine lange Geschichte, findet aber in der neuen Vergesellschaftungsform, die durch die Eigentumsnahme insinuiert wird, eine besonders dramatische Fassung. Die Entfremdung, die mit jeder Art von Vergesellschaftung verbunden ist und für die Sprache steht, erreicht ein neues Stadium mit der Etablierung von Arbeitsteilung größeren Ausmaßes und mit der an sie geknüpften Institutionalisierung des Privateigentums.²⁸ Ungleichheit wird durch Eigentumsnahme gesichert. »Le premier qui ayant enclos un terrain, s'avisait de dire, ceci est à moi, et trouva des gens assez simples pour le croire fut le vrai fondateur de la société civile.«²⁹ Sprache wird zum Instrument der Eigentumserklärung. Eigentumsansprüche sind immer Sprachansprüche.

Das Hauptproblem aber des Privateigentums ist für Rousseau die Entfesselung des Eigensinns – mit Luhmann können wir von der Diabolik des Ökonomischen, v.a. des Geldmechanismus sprechen.³⁰ Diese zweite Art der Negation natürlicher Voraussetzungen ist nicht identisch mit der ersten. Dort geht es um den Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft. Hier geht es um die funktionale Ausdifferenzierung der Ökonomie, die diesen Bereich des Sozialen von der Sozialität entfremdet. Die neue Form der sozialen Differenzierung führt (v.a. an Geld und politischer Herrschaft wird dies vorgeführt) internationale Kommunikation ein, die nicht mehr an tatsächliche Lebensverhältnisse zurückzubinden ist, sowie die Alphabetschrift als Fremdimport nicht

28 Über den Zusammenhang von Eigentum, Entfremdung, Fremdheit und Identität in der Moderne vgl. Alois Hahn, »Partizipative Identität« (1997), in: ders., Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte, Frankfurt a.M. 2000, S. 13-80.

29 Jean-Jacques Rousseau, »Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes« (1755), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 3, Pléiade, Paris 1964, S. 164.

30 Vgl. ebd., S. 171 ff., 177 ff., 258.

den Ton der gesprochenen Sprache spricht.³¹ Entfremdung besteht also gerade in der interaktiv gar nicht mehr zu beherrschenden Verselbständigung von Kommunikation.

In diesem Kontext nun ist Rousseaus Schriftkritik zu sehen. Schrift wird ihm – wie das Geld – zum Symbol für kommunikative Zwänge, die sich nicht auf interaktiv besprechbare Motive zurückrechnen lassen. In der Schrift wird die Ablösung der Kommunikation von den Kommunizierenden erfahren. Wenn Rousseau *Schrift* sagt, meint er implizit eben stets anonyme Kommunikation, wie sie erst der Buchdruck ermöglicht; meint er die Beeinflussbarkeit durch Texte, deren Autor nicht durch die lebendige Gemeinschaft derer diszipliniert wird, für die er schreibt. Das Problem besteht darin, dass es jetzt eine Form von Kommunikation gibt, die wie Geld *zirkuliert*, ohne sich um die Belange derer zu kümmern, die als Adressaten dieser Zirkulation fungieren. Schrift teilt also den Charakter des Geldes: Sie ist diabolisch, weil sie von den in der Präsenz bindenden Gefühlen entkoppelt und nur den auseinandertreibenden Interessen Abwesender verpflichtet ist.

Ein Beleg für diese Interpretation kann im Spätwerk Rousseaus im »contrat social« gesehen werden, der eine Gesellschaft kritisiert, die nicht mehr mit der Interaktion unter Anwesenden identisch ist.³² Hier soll die Gesellschaft wieder in eine Einheit als *societas civilis*, im Sinne einer politischen Gemeinschaft, überführt werden. Das synthetisierende Prinzip ist die direkte Demokratie, also Entscheidungsverfahren, die in physischer Anwesenheit aller Bürger wirksam werden. Die Volksversammlung ist die Überwindung der auf Schrift angewiesenen Kommunikation.³³ In der Schriftkritik Rousseaus spiegelt sich seine radikale Kritik an einer neuen Form der Differenzierung von Gesellschaft, eben jener, die auf funktionaler Differenzierung von Wirtschaft, Recht, Religion und Politik basiert. »Tout ce qui rompt l'unité sociale ne vaut rien: Toutes les institutions qui mettent l'homme en contradiction avec lui-même ne valent rien.«³⁴ Die Inklusion in die Schrift ist die Vorausset-

31 Jean-Jacques Rousseau, »Les Confessions« (1782), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 1, Pléiade, Paris 1959, S. 78 f.

32 Jean-Jacques Rousseau, »Du contrat social ou principes du droit politique« (1762), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 3, Pléiade, Paris 1964, S. 349-470. Zum Zusammenhang von Individuum und contrat social, vgl. Louis Dumont, *Individualismus. Zur Ideologie der Moderne*, Frankfurt a.M. 1991, S. 99 ff.

33 Rousseau, »Du contrat social«, a.a.O., S. 425: »Le Souverain n'ayant d'autre force que la puissance législative n'agit que par les loix, et les loix n'étant que des actes authentiques de la volonté générale, le Souverain ne sauroit agir que quand le peuple est assamblé. Le peuple assamblé, dira-t-on! Quelle chimere! C'est une chimere aujourd'hui, mais ce n'en étoit pas une il y a deux mille ans: Les hommes ont ils changé de nature?«

34 Ebd., S. 464

zung dafür, dass diese neue Form sozialer Organisation möglich wird. Das hat Rousseau geradezu mit instinktivem Blick erfasst. Er begreift, dass diese neue Gesellschaft kein integrierendes Zentrum mehr hat, von dem sie gesteuert werden kann. Schrift und Geld werden zum Inbegriff einer polykontextural kommunizierenden Gesellschaft. Der utopische Gegenentwurf des *contrat social* geht deshalb von einem lokalen Zentrum aus, der Volksversammlung. Diese operiert ohne Schrift auf der Basis von Interaktion und auf der Basis der Aufhebung funktionaler Differenzierung: Religion, Wirtschaft und Recht werden integrierte Aspekte von politischen Entscheidungen, die von allen Beteiligten in mündlicher Rede ausgehandelt werden.³⁵ Das Ideal des *honnête homme* und das Stilprogramm unspezialisierten Verständigtseins von Anwesenden taucht hier erneut auf, diesmal allerdings in einem Kontext, der von Hof und Salon weltweit entfernt ist.

Schriftkritik wird hier als Differenzierungskritik vorgetragen. Der funktional differenzierten Gesellschaft wird die Utopie einer Gemeinschaft aus Körpern und Stimmen entgegengesetzt, in der alles – auch die Religion – einer von der *volonté générale* getragenen Politik unterstellt ist. Schrift wird als dramatischer Zerfallskatalysator in der Zivilisationsgeschichte angesehen. Um ein weiteres Beispiel zu geben: Mit der Kunst des Schreibens verbände sich die Kunst des Denkens. So wie der Körper habe auch der Geist seine Bedürfnisse, während jene die Grundlage der Gesellschaft bildeten, machten diese deren Annehmlichkeiten aus.³⁶ In dem Maße aber – so lautet die eigentliche Pointe –, in dem unsere Wissenschaften und Künste zur Vollkommenheit fortschritten, seien unsere Seelen verderbt und verkommen. Die Tugend verschwände in dem Maße, wie sie selbst Gegenstand von Reflexion werde. Dem tugendhaften Leben steht kontrapunktisch die Reflexion gegenüber, der Unmittelbarkeit des Selbst- und Weltverhältnisses die schriftvermittelte Erfahrung, die mit dem Massenschrifttum, das als dramatische Flut und Überschwemmung beschrieben wird, unvermeidlich wird. Schließlich steigert Rousseau die Vorbehalte gegen Schrift und Buchdruck in seinem Erziehungsbuch *Emile* zu dem Bekenntnis: »Je hais les livres; ils n'apprennent qu' à parler de ce qu'on ne sait pas«³⁷, um sich im Sinne eines platonischen Unmittelbarkeitspostulats dafür auszusprechen, dass

35 Er beschreibt dies auch als die Ablehnung der »sociétés partielles dans l'État«, die der Durchsetzung der *volonté générale* widersprechen: »Il importe donc pour avoir bien l'énoncé de la volonté générale qu'il n'y ait pas de société partielle dans l'État et que chaque Citoyen n'opine que d'après lui.« Ebd., S. 372.

36 So wird der 1. Diskurs eingeleitet: Rousseau, »Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité«, a.a.O.

37 Jean-Jacques Rousseau, *Essai sur l'origine des langues* (1762), Paris 1969, S. 454.

sich eigentliche Erkenntnisse ohne medialen Umweg in die Köpfe der Menschen einprägen müssten.

Diese zweite Diktion der Kritik des Massenschrifttums vor der Folie einer unverstellten, unmittelbaren Innerlichkeit – hier noch Seele, dort schon Geist genannt – findet sich auch an prominenter Stelle bei Herder. In zeitgemäßer Ambivalenz gegen Buchdruck und Massenschrifttum, stellt er die anthropologische Frage, ob die menschliche Natur all dessen fähig sei, was mit Lumpenschriften und Buchdruckerei nun auf sie zukomme. Herder sieht vor allem die Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung bedroht, da die Flut der gedruckten Literatur den armen menschlichen Geist verwirre. In die Lobreden der Zeitgenossen auf den Buchdruck einzustimmen scheint überflüssig: Als konzidiert gilt der Ertrag einer zusammenhängenden und vergleichenden Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte und eine Welt der Wissenschaften. Die Frage aber sei, was wir an ihr nicht haben:

»[...] was sie nämlich nicht geben kann, ja worin sie störet. Eigenen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren tieferen Genuss an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Konkurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam Alles an den Tag; die Gedanken aller Nationen, alter und neuer flossen in einander. Wer die Stimmen zu sondern und Jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dies große Odeum sehr lehrreich, andre ergriff die Bücherwut, sie wurden verwirrte Buchstabenmänner und zuletzt selbst in Person gedruckte Buchstaben.«³⁸

Als Gefährdungsvisionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts lassen sich festhalten: Schrift und Buchdruck gefährden die Unmittelbarkeit des Selbst- und Weltverhältnisses, das tugendhafte Miteinander, die stille und edle Selbstbildung, und sie zerstören die Einheit der Gesellschaft.

38 Johann Gottfried Herder, *Briefe zur Beförderung der Humanität (1793-1797)*, hrsg. von Hans Dieter Irmscher, Frankfurt a.M. 1991, S. 529. Zeitgenössische Lesepropädeutiken, die bereits als Reaktion auf die Lesesuchtdebatte zu werten sind, setzten hier an, z.B. Johann Adam Bergk, *Die Kunst Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller*, Jena 1799 – nicht zufällig mit einem Epigraphen von Rousseau versehen.

Schriftrehabilitierung und Exklusionsindividualität

Worin besteht nun aber die Rehabilitierung der Schrift? Erst die angekündigte Gegenbewegung bringt das paradoxe Verhältnis der sich zunehmend verschriftlichenden Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu sich selbst zum Ausdruck. Moment dieses Prozesses ist die Autonomisierung der schriftlichen Kommunikation von der Interaktion. Zunächst dient Rousseau weiterhin als ausgezeichnetes Beispiel der Selbstbeschreibung dieser kommunikationsgeschichtlichen Entwicklung.

Dokumente der Aufwertung der Schrift sind Rousseaus autobiographische Schriften, die im Zeichen der gerade erst sich legitimierenden Möglichkeit stehen, anders zu sein als die anderen. »Si je ne vaux pas mieux, au moins je suis autre«, beginnen die *Confessions*, ein Zeugnis von Rousseaus Karriere im modernen Sinne. Obgleich der Text in der Tradition von Augustinus und Montaignes Bekenntnissen steht, ist er doch, da Rousseau weder Kleriker noch *Gentilhomme* war, ein hervorragendes Dokument für Selbstautorisierung im modernen Sinne. Rousseau hatte keinen Titel, um sich dem Publikum vorzustellen, zumindest keinen, der es bis dahin möglich gemacht hätte, eine Autobiographie zu rechtfertigen.³⁹

Die *Confessions* stellen die Kehrseite der Differenzierung der modernen Gesellschaft dar, nämlich die Geburt des modernen Individuums, das Ende des 18. Jahrhunderts noch den gegen ständische Unterschiede gerichteten Titel »Mensch« trägt. Während die schriftkritischen Texte auf die Ausbildung der gesellschaftlichen Subsysteme reagieren, reagieren die autobiographischen, schriftrehabilitierenden Texte auf die sozial bedingte Ausgrenzung des Individuums aus der Gesellschaft. Sie enthalten eine exakte Beschreibung der Umstellung von Inklusionsindividualität auf Exklusionsindividualität. Individuen in der stratifizierten Gesellschaft sind über die Inklusion in ein und nur ein Teilsystem definiert und erfahren sich somit in einer historischen Fiktion als kommunikationsfähig. Das Individuum in der funktionalen Differenzierung kann nur extrasozial gedacht werden und findet sich sozial ortlos, als ausgeschlossen der gesellschaftlichen Kommunikation

39 Jean-Jacques Rousseau, »Les Confessions«, a.a.O., S. 5. Es handelt sich um einen Text, der an die Nachwelt gerichtet ist und auch in dieser Hinsicht radikal mit dem Konversationszeitalter bricht: »Mes confessions ne sont point faites pour paroître de mon vivant ni de celui des personnes intéressées. Si j'étoit le maître de ma destinée et de cel de cet écrit il ne verroit le jour que longtems après ma mort et la leur.« Ebd., S. 400. Vgl. dazu Jean Starobinski, *Jean-Jacques Rousseau: La transparence et l'obstacle*, Paris 1971, S. 216 ff.

gegenüber.⁴⁰ Das sich außerhalb der Gesellschaft selbst konstituierende Individuum kann sich als Einheit weder in den ausdifferenzierten Subsystemen noch in der Interaktion artikulieren. Dies führt zu einer Umwertung von Sprache und Schrift, da die Exklusion von Individualität der Schriftlichkeit affin ist.

Rousseau führt uns anhand seiner Erlebnisse mit der zeitgenössischen Gesellschaft diesen Exklusions- und Umwertungsprozess vor. Wie selbstverständlich steht am Anfang seiner eigenen Individuierungsgenese die Lektüre gedruckter Bücher. Jene gerade erst entdeckte, von ihm und seinen Zeitgenossen vehement kritisierte Selbstaneignung von Kulturgütern sollte von nachhaltiger Wirkung sein. Die eigentliche Transgression aber – die Rousseau selbst so erfahren hat – liegt in der fast schmerzhaft geschilderten Grenzerfahrung mit der zeitgenössischen Interaktion. Noch sind die in der Konversationssemantik formulierten Regeln am Werk: Die Äußerung von Ideen hatte in erster Linie Darstellungsfunktion. In den Zirkeln des 18. Jahrhunderts verteidigt man Ideen, um zu gefallen, nicht aber um die Wahrheit zu sagen. Die *opinion des autres* bleibt der übergeordnete Orientierungswert. Wahrheit, Individualität und die Wertschätzung des eigenen Selbst können interaktiv niemals kommuniziert werden – das ist die neue Einsicht. Rousseaus Problem – wie Starobinski es beschreibt – »Il voudrait, dans chacune de ses paroles, être présent en personne, et être reconnu pour ce qu'il vaut.«⁴¹ Diese Unmöglichkeit der Anerkennung der Individualität des anderen und dessen authentischer Artikulation bewegen ihn, den »Vorurteilen« seines Jahrhunderts zu trotzen.⁴² Das gesellige, von den Gesetzen des *Monde* abhängige Leben der »philosophes« gehört zu den Zwängen, von denen Rousseau sich nun befreit. Seine Maxime wird es, über die fremde Meinung (*opinion*) hinaus sich selbst genug zu sein, eine Konstitution von Individualität jenseits von interaktiver Eingebundenheit: »Je ne trouvai plus rien de grande et de beau d'être libre et vertueux, au dessus de la fortune et de l'opinion et de se suffire à soi-même.«⁴³

Die empirisch gegebene Form der Präsenz in der Konversation entspricht also nicht der Präsenz und Einheitsidee im emphatischen Sinne,

40 Vgl. dazu Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, a.a.O., bes. 160 ff.

41 Starobinski, *Jean-Jacques Rousseau: La transparence et l'obstacle*, a.a.O., S. 150.

42 »... j'ai pris en mépris mon siècle et mes contemporains et sentant que je ne trouverois point au milieu d'eux une situation qui put contanter mon coeur, je l'ai peu à peu détaché de la société des hommes, et je m'en suis fait une autre dans mon imagination laquelle m'a d'autant plus charmé que je l'ai pu cultiver sans peine, sans risque et la trouver toujours sur et telle qu'il me la falloit.« Rousseau, *Essai sur l'origine de langues*, a.a.O., S. 135.

43 Jean Jacques Rousseau, »Les Confessions« (1770), in: ders., *Œuvres Complètes*, Bd. 1, Paris 1959, S. 1-589.

die die Sprache als Gefühlsmedium der Schrift als Bedürfnismedium noch voraus hatte. Ob es ein bloß historischer Fehltritt oder ein Strukturproblem von Interaktion schlechthin ist, ist kaum zu entscheiden. Jedenfalls ist die Gegenwart anderer für Rousseau ein grundsätzliches Problem, da sie dazu zwingt, ständig zu reden, ja Nichtigkeiten oder der Situation gehorchende Lügen hervorzubringen. Es fehlt nicht an biographischen Begebenheiten, die diese Erfahrung unterstreichen. Die Präsenz der anderen zwingt die eigene Artikulation offenbar in eine Logik, der man sich nicht entziehen kann. Man könnte dies als eine frühe Einsicht in die Autopoiesis von Interaktionssystemen bezeichnen:

»Dans le tête-à-tête il y a un autre inconvénient que je trouve pire, la nécessité de parler toujours: quand on vous parle il faut répondre, et si l'on ne dit mot il faut relever la conversation. Cette insupportable contrainte m'eût seul dégoûté de la société. Je ne trouve point de gêne plus terrible que l'obligation de parler sûr-le-champ et toujours.«⁴⁴

Um noch einen Moment bei der anschaulichen Darstellung zu bleiben, wie sich das ausgehende 18. Jahrhundert in einem Zuge von Rhetorik und Konversation verabschiedet und an die Stelle Authentizität als neue Leiterorientierung setzt: Präsenz und Authentizität sind offenbar nicht kompatibel. Bereits die Kommunikation wissenschaftlicher Wahrheit ist in Bücher und Zeitschriften abgewandert. Die Wahrheit über das moderne Individuum überfrachtet aber die Interaktion in ganz besonderer Weise. Es ist offenbar dem Schriftmedium vorbehalten, diese »Wahrheit« zum Ausdruck zu bringen. Gegen das rhetorische Prinzip, Überzeugung sicherzustellen, glaubwürdig zu sein, indem man die Bedingungen herstellt, unter denen das Gesagte glaubwürdig erscheint, setzt Rousseau das authentische Schreiben. Die Wahrheit zu sagen, ohne darauf zu achten, dass es glaubwürdig ist, das ist die Grundidee des authentischen Schreibens. »Ma fonction est de dire la vérité, mais non pas de la faire croire.«⁴⁵ Authentisches Schreiben kennt als einzige Referenz nur die eigene Erinnerung. Es werden keine Dokumente angefertigt, keine Mediatisierung, keine Externalisierung. Rousseau betont, dass er sicher ist, dass das, worauf es ankommt, im Gedächtnis verankert ist.

44 Ebd., S. 202. Stanitzek hat dieses Phänomen der Konversationsunfähigkeit unter dem zeitgenössischen Titel Blödigkeit untersucht, die das moderne Individuum stotternd, stammelnd und verlegen beschreibt – vgl. Georg Stanitzek, *Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1988.

45 Rousseau, »Les Confessions«, a.a.O., S. 199.

Was zählt, ist alleine das authentische, sensible, getreue Gedächtnis, nicht aber das dokumentierte Gedächtnis.⁴⁶

Authentisches Schreiben heißt dann Sich-Selbst-Schreiben und sich damit erst zur Existenz verhelfen. Schrift wird zu einem Zufluchtsort vor Verstellung, Persuasion und dem reflexiven Gefallenskalkül der Konversation, Schreiben zur einzig möglichen Form, sich mitzuteilen. Das freilich geht nur in der Einsamkeit, in der Zurückgezogenheit ohne jede Konfrontation mit der *opinion des autres*.

»J'aimerais la société comme un autre, si je n'étais sûr de me montrer non seulement à mon désavantage, mais tout autre que je ne suis. Le parti que j'ai pris d'écrire et de me cacher est précisément celui qui me convenait. Moi présent, on aurait jamais su ce que je valais.«⁴⁷

Der »Wert« des sich im Schriftmedium konstituierenden Individuums bliebe unerschlossen in der Präsenz, die eben keine erfüllte Präsenz mehr ist. Das moderne Individuum ist konstitutiv und performativ an die Schriftlichkeit gekoppelt. Da die Gesellschaft aus der Sprache eine Schrift gemacht hat, erfindet Rousseau die Schrift sozusagen als Medium der Authentizität und Unmittelbarkeit neu. Das Paradox dieses Eingriffs einer medial erzeugten Unmittelbarkeit muss invisibilisiert werden. So wie die kulturell erzeugte Natur in Gestalt des Gartens Ende des 18. Jahrhunderts nach englischem Vorbild als wild und unzivilisiert inszeniert wird, so wird die Mitteilung von der sich in der Thematisierung erst erzeugenden Individualität und Innerlichkeit als authentisch und unmittelbar inszeniert. Das Schreiben selbst wird bei Rousseau naturalisiert, da es sich, so die späten Schriften, im Gehen vollzieht. Wenn daher von einem rousseauistischen Naturzustand die Rede ist, so ist freilich jene medial (»wieder«)erzeugte Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit und Authentizität gemeint.

46 »J'écris absolument de mémoire sans matériaux qui puissent me la rappeler. [...] mais en ce qui importe vraiment au sujet je suis assuré d'être exact et fidèle, comme je tâcherai toujours de l'être en tout: voilà sur quoi l'on peut compter.« Ebd., S. 130.

47 Ebd., S. 116.

Massenschrifttum

Rehabilitiert ist also das Schreiben als Medium der Transparenz und Authentizität, ja als einzige Möglichkeit, dem modernen Individuum eine Sprache zu verleihen.⁴⁸ Das Lesen allerdings muss noch geübt werden. Die bei Rousseau und Herder noch vorherrschende Skepsis gegenüber der fremden Erfahrung, die in der Lektüre gar nicht nachzuvollziehen sei, ja nur bei besonders geschickten Geistern die stille, innere Selbstbildung befördere, wandelt sich spätestens in der deutschen Romantik. Die zunehmende Literalisierung der Gesellschaft an der Schwelle zum 19. Jahrhundert verwandelt die Lektüreabwehr – etwa in Form der Lesesuchtdebatte als Pathologisierung des Massenschrifttums getragen von der Sorge um die innere Selbstbildung – in eine Hoffnung des kritischen Zeitalters, wie Schlegel formuliert: »[...] die Menschen werden sich endlich in Masse erheben und lesen lernen.« In dem sich ankündigenden 19. Jahrhundert, so Schlegel emphatisch: »[...] wird es Leser geben, die lesen können.«⁴⁹ Einsame Lektüre wird zu einer legitimen Form der Aneignung von Kultur.⁵⁰ Und jene Form der Lektüre und Unterrichtung bleibt nicht ohne Wirkung auf die literarische Produktion. Rekursive Anschlussoperationen, die zwischen Lesen und Schreiben oszillieren, berücksichtigen und setzen voraus, was gewesen ist, d.h. was bereits lesbar ist. Durch Lektüre – besonders angesichts der aufkommenden Enzyklopädien und Lexika – eigenorientierte Leser bilden ein widerständiges Publikum, das der literarische Autor nur noch durch Steigerung seiner eigenen Kunstfertigkeit zu gewinnen vermag.⁵¹

48 Das ausgezeichnete Medium der an Rousseau anschließenden Empfindsamkeitssemantik ist konsequenterweise der Brief. Gefühlskommunikation verträgt gerade nicht die Anwesenheit des Adressaten. Für die Selbstoffenbarung ist die Abwesenheit Alters offenbar konstitutiv. Vgl. dazu auch Koschorke, *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, a.a.O.

49 Friedrich Schlegel, *Kritische Schlegel-Ausgabe in 35 Bänden*, hrsg. von Ernst Behler (KFS/A), Paderborn 1988, S. 236 und 241. Den Schriftbezug der Romantik als Besonderheit gegenüber anderen literarischen Bewegungen hat betont Walter J. Ong, *Interfaces of the world. Studies in the evolution of consciousness and culture*, Ithaca 1977.

50 Die Abkopplung des Wissens und Theoretisierens von der Erfahrung wird bei Novalis radikalisiert. Die Theorie geht der Erfahrung voraus: »Wenn die Theorie auf die Erfahrung warten sollte, so käme sie nie zu Stande.« Novalis, *Schriften, Bde. 2 und 3: Das philosophische Werk I und II*, hrsg. von Richard Samuel/Hans Joachim Mähl/Gerhard Schulz, Darmstadt 1965-1968, S. 542.

51 Vgl. dazu in glänzender Selbstironie Jean Paul, *Siebenkäs* (1796), Frankfurt a.M. 1976, S. 286: »Ich wünschte ich schweifte gelegentlich ein wenig aus; aber es fehlt mir an Mut. Denn es gibt heutzutage wenige Leser, die nicht alles verstehen – wenigstens unter den jungen und geadelten – und diese fordern [...] von ihren Schoßautoren, sie sollen noch

Schriftlichkeit entlastet also – wie man jetzt sieht – von den für die Interaktion konstitutiven Darstellungszwängen – im Sinne des Goffmanschen impression managements. Die jetzt so beobachtete und beschriebene Besonderheit der Schriftlichkeit können wir als Selbstreferenz des schriftlichen Kommunikationsmodus bezeichnen, die es erlaubt, Interaktion als Teil der Systemumwelt zu begreifen und nicht mehr als Finalität aller Kommunikation. Rousseau hatte diesen Autonomiegewinn der Schriftlichkeit für das Schreiben bereits angedeutet – allerdings mit ablehnender Geste in Richtung auf Lektüre kommentiert. Sie wird im beginnenden 19. Jahrhundert als Chance für Schreiben und Lektüre, für Wissensverbreitung, Geistesbildung und als Grundlage einer neuen Form der Schriftstellerei entdeckt.⁵²

Zum übergeordneten Bezugsproblem wird jetzt in Gestalt des Buchmediums das Massenschrifttum. In den Dialogen von Novalis, deren erklärter Anlaß der neue »Messkatalog« ist, wird die inszenierte Ambivalenz gegenüber dem Buchmedium noch durch die dialogische Struktur mitgeführt.⁵³ Skeptiker und Befürworter erörtern die Vor- und Nachteile des Anwachsens der gedruckten Literatur. Die »fatale Gewöhnung an die gedruckte Natur« wird von dem Befürworter, der den Antwortpart auf die skeptischen Anfragen übernimmt, keineswegs als Beschwerde gegen die »Chiffernwelt« vorgeführt, sondern vielmehr über die »unvermeidliche Schwäche unserer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungshang«. Das Druckmedium kann nichts dafür, »daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehen und unsere 5 leiblichen Sinne beynah so gut wie nicht mehr haben. Warum haften wir uns so einzig wie kümmerliches Moos an den Druckerstock?« Bedrohlich ist der stetig wachsende Umfang der neuen Literatur und in Frage steht sogar, ob man angesichts dessen überhaupt noch eine ganze Wissenschaft studieren könne. »Glaube das nicht« – so der Befürworter – »Übung macht den Meister, und auch im Bücherlesen.« Aber selbst,

mehr wissen, was eine Unmöglichkeit ist. Durch das englische Maschinenwesen der Enzyklopädien – der enzyklopädischen Wörterbücher – der Konversationslexika – der Auszüge aus dem größeren Konversationslexikon – der allgemeinen Wörterbücher aller Wissenschaften von Ersch und Gruber setzt sich ein junger Mann in wenigen Monaten bloß am Tage – die Nächte braucht er nicht einmal – in einen ganzen akademischen Senat von Fakultäten um, den er allein vorstellt und unter welchem er als die akademische Jugend gewissermaßen selber steht.«

52 Tragödie und Drama, die von der theatralischen Aufführung leben, werden im beginnenden 19. Jahrhundert zunehmend vom Roman als neues und dominantes Genre abgelöst. Er lebt von der Distanz, die Buchdruck und einsame Lektüre erst ermöglichen. Das Theater wird zunehmend kommerzialisiert und in den Städten als Interaktionsanlass genutzt: Man trifft sich im Theater, um zu plaudern. Dies wiederum ist Gegenstand der großen Romane des 19. Jahrhunderts.

53 Novalis, *Schriften*, a.a.O., S. 661-671.

wenn man lernt, die guten von den schlechten zu unterscheiden, so sind dem Skeptiker auch der Vortrefflichen noch zu viele, da ein Buch der lebenslänglichen Beschäftigung diene, während der Befürworter für die Variabilität auch des eigenen Geistes plädiert: »Ich möchte eine ganze Büchersammlung, aus allen Kunst und Wissenschaftsarten, als Werck meines Geistes vor mir sehen.« Im Prinzip formuliert sich in der deutschen Romantik eher eine freudige Affirmation gegenüber den neuen medialen Möglichkeiten. Sie werden vielmehr als Auftakt begrüßt, denn als Abschied von einer »Natürlichkeit« bedauert, da unsere Natur offenbar ohnehin wandelbar ist. »Wir sind jetzt nur am Anfang der Schriftstellerkunst« heißt es bei Novalis. Ebenso emphatisch wird das Buchmedium begrüßt: »Die Kunst Bücher zu schreiben ist noch nicht erfunden. Sie ist aber auf dem Punkt erfunden zu werden.«⁵⁴

Neu ist freilich die Aufwertung des Lesens, welche die die Jahrhundertwende begleitende Verschiebung von der Rhetorik zur Hermeneutik pointiert. Für die Rhetorik war der Text die mächtige Instanz, vor der der Leser zu einer passiven Figur erstarrt, während die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts von einem Akt der Koproduktion von Text und Lektüre ausgeht. Die Lektüre gilt für Novalis als Läuterungsprozess eines jeden Textes: »Der wahre Leser muß der erweiterte Autor seyn. Er ist die höhere Instanz, die die Sache von der niederen Instanz schon vorgearbeitet erhält.«⁵⁵ Dabei ist nicht wichtig, dass es sich um eine personale Alterität handelt. Ego als Leser kann auch der Schreiber zu einem späteren Zeitpunkt sein. Indem aber Schriftlichkeit als Operation mit doppeltem Selektionshorizont von Text und Lektüre begriffen wird, wird in der Romantik Schriftlichkeit zuerst als Kommunikation und das heißt auch als genuin soziale Operation beschrieben.

Voraussetzung dafür sind sprachtheoretische Einsichten, die sich bei Schlegel und Novalis finden. So wird die seit dem 17. Jahrhundert gestellte Frage, ob Sprache konventionell oder natürlich sei, in der deutschen Romantik eindeutig zugunsten der Künstlichkeit der Sprache entschieden. Es sei ein großer Irrtum, wenn die Menschen annehmen, dass sie von Dingen sprechen, da sich die Sprache doch bloß »um sich bekümmert«. Denn die Sprache, so Novalis, »bildet eine Welt für sich« und sie sei daher ebenso künstlich wie die Welt der mathematischen Formeln.⁵⁶ Im nicht-intentionalen Sprechen und Schreiben sieht die

54 Ebd., S. 463.

55 Ebd., S. 470.

56 Ebd., S. 672-673. Zu den Sprachtheorien seit dem 17. Jahrhundert vgl. Hans Aarsleff, *From Locke to Saussure. Essays on the Study of Language and Intellectual History*, Minneapolis 1982; zum Problem der Konventionalität oder Natürlichkeit besonders S. 42 ff.

Romantik aber gerade das Wesen der Poesie. Schlegel folgert daraus die Autonomie des Textes, indem er die Verbindung von Autor und Werk löst: »Die Frage was der Verfasser will, läßt sich beendigen, die was das Werk sei, nicht.«⁵⁷ Die Annahme einer referenzlosen Eigenwelt der Sprache und eine Theorie des nicht-intentionalen Sprechens und Schreibens lösen Sprache und Kommunikation im doppelten Sinne von jeder »natürlichen« und fremdreferentiellen Bestimmung. Wenn »die Worte sich oft besser verstehen, als diejenigen von denen sie gebraucht werden«⁵⁸, ist Sprechen und Schreiben nicht authentischer Ausdruck innerer Natur; wenn Sprache eine Eigenwelt kreiert, ist sie nicht Repräsentation äußerer Natur. Die exakte Transposition: Ideen, Sprache, Schrift des 17. Jahrhunderts sind damit entkoppelt, die Idee des authentischen Schreibens des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht mehr formulierbar. Während Rousseau den Verlust von Einheit und Identität noch betrauerte und im Akt des authentischen Schreibens wiederzuerlangen versuchte, verlässt die Romantik das Identische und das Phantasma einer wiederzugewinnenden Einheit. Jede Form der Darstellung schafft uneinholbare Differenz.⁵⁹ An die Stelle von Einheit und Identität tritt das Primat der Unterscheidung – durchaus im Sinne der phänomenologisch-systemtheoretischen Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz.⁶⁰ Gerade die für die Authentizitätssemantik des 18. Jahrhunderts konstitutive Verbindung von Binnenzustand und Mitteilung wird in der Romantik fraglich und in ein Inkommunikabilitätspostulat transformiert. Schlegel folgert die »Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung« auf der einen Seite und die segensreiche Unverständlichkeit auf der anderen Seite der Selektion

57 Vgl. Schlegel, *Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe*, a.a.O., Bd. 18, S. 318. Zu den verstehens-theoretischen Implikationen, die sich bis zu Dilthey hin beobachten lassen und vorbereiten, was bei Luhmann schließlich die radikale Differenz von Bewusstsein und Kommunikation in Formulierungen wie »die Kommunikation kommuniziert« beschreibt, siehe Cornelia Bohn, »Verstehen, Kommunikation und das Problem der Schriftlichkeit. Von Luhmann zu Dilthey«, in: *Annali di Sociologia* 8 (1992), S. 443-458. Zu den sprachtheoretischen Einsichten der Frühromantik vgl. Ernst Behler, *Frühromantik*, Berlin/New York 1992 und ders., »Die Sprachtheorie in Friedrich Schlegels frühen Schriften«, in: Hans-Jürgen Gallow/Christoph Jamme (Hrsg.), *Idealismus mit Folgen. Die Epochenwelle um 1800 in Kunst und Geisteswissenschaften*, München 1994, S. 75-86.

58 Schlegel, *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, a.a.O., Bd. 18, S. 235.

59 Als Paraphrase auf Derridas supplement-Begriff könnte man lesen: »Der Geist erscheint immer nur in fremder, luftiger Gestalt.« Novalis, *Schriften*, a.a.O., S. 429.

60 Als charakteristisches, wenn nicht ausschlaggebendes Merkmal romantischer Literatur und Kunst bezeichnet Luhmann (mit Bezug auf Earl R. Wasserman) genau diesen Übergang von hierarchisch fixierten, als Natur beschriebenen Positionsordnungen zu einem Primat der Unterscheidungen von Selbstreferenz und Fremdreferenz. Vgl. Niklas Luhmann, »Eine Redeskriftion »romantischer Kunst«, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hrsg.), *Systemtheorie der Literatur*, München 1996, S. 325-345.

der schriftlichen Kommunikation.⁶¹ Unmöglichkeit und Notwendigkeit meint, man kann auf Mitteilung nicht verzichten, muss es also immer wieder versuchen, obgleich sie unerreichbar ist. Die typischen Auswege der Romantik aus diesem Dilemma sind bekannt: indirekte Mitteilung, Sprachspiele, Ironie und die Darstellungsform des Fragments. Wenn Unverständlichkeit – die sicherlich auch Moment der Komplexität der Sachverhalte ist – zur Regel und zum ästhetischen Wert wird, wird Kommunikation unabschließbar und fällt in die Zeit. Das freilich lässt sich nur im Modus der Schriftlichkeit beobachten und zum Programm erheben. In der Anerkennung der Unverständlichkeit als Kommunikationsmodus und -generator liegt die Anerkennung der unüberwindbaren Kontingenz der Kommunikation. Eine letzte, dezidierte Bestimmung ist unmöglich, es ist und war immer auch anders möglich.⁶² Selbst der Aufbau von Strukturen, d.h. Erwartbarkeiten, kann in der Schriftlichkeit schon aufgrund der spezifischen Zeitverhältnisse Kontingenz nicht absorbieren. Mit der Feier der Unverständlichkeit und der beabsichtigten Mehrfachlektüre in zeitlich und räumlich unterschiedenen Kontexten setzt sich die Ästhetik der Romantik diachron von traditionellen Dichtungslehren etwa von La Bruyère und ihrem Leitwert der interaktiven Verständlichkeit ab, synchron profiliert sie sich gegen die neu ausdifferenzierten Massenmedien, die auf schnelle Verständlichkeit und auf Einmallektüre setzen.⁶³

Die Beobachtung der Kommunikation in Form von Büchern und Journalen provoziert eine Radikalisierung der Einsichten, die in den sprachtheoretischen Überlegungen der Romantiker vorbereitet wurden. Schriftlichkeit schafft und befördert eine überindividuelle Dimension, die wir als die Eigenständigkeit des Sozialen bezeichnen. Sie schafft einen Kontext, der von den Zufälligkeiten der beteiligten Einzelbewusstseine weitgehend unabhängig ist und nicht auf sie zurückgerechnet werden kann. Die Romantik hatte mit Blick auf dieses Phänomen das Programm der *Symphilosophie* ausgerufen. Sie bildet eine gegen Genie-

61 Vgl. Schlegel, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, a.a.O., Bd. 2, S. 160; bei Novalis wird schon die eigene Intransparenz geltend gemacht, die einen kommunikativen Anspruch von Innerlichkeit per se ausschließt: »Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht. – Nach innen geht der geheimnisvolle Weg.« Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 419.

62 Dass Kontingenzannahmen evolutionstheoretisch, geschichtsphilosophisch, erkenntnistheoretisch und kommunikationstheoretisch zum Eigenwert (im Sinne Heinz von Foersters) der Moderne werden, zeigt Niklas Luhmann, *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992.

63 Hervorragende Beschreibungen der Differenzierung von Journalismus und Schriftstellerei finden sich bei Honoré de Balzac, »Illusions perdues«, in: ders., *La comédie humaine*, Bd. 5, Paris 1977, der vor allem den schnellen und kurzfristigen Erfolg des Journalisten gegen die lange aufgeschobene wirkliche Anerkennung des Schriftstellers ausspielt.

und Einzigkeitsästhetik und deren expliziten oder impliziten Naturbezug gerichtete, ins Soziale und ins Schriftmedium – in die Sphäre des Künstlichen also – verlagerte philosophische und literarische Kommunikationsfigur. Ihr Medium sind Bücher und Journale:

»Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher. Das Schreiben in Gesellschaft ist ein interessantes Symptom – das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln – Ganze Gemeinden selbst Nationen werden ein Werck unternehmen.«⁶⁴

Der Entindividualisierung des Schreibens korrespondiert die Zurechnung der Schriften auf soziale Institutionen. So sind für Novalis Schriften »die Gedanken des Staates, die Archive sein Gedächtnis.«⁶⁵ Schriftlichkeit ist damit (wieder) in die Gesellschaft eingetreten. Sie ist nicht mehr »Stimme« von auf Distanz gerückten Genies oder exkludierten Individuen. Sie ereignet sich innerhalb der Gesellschaft – die freilich nicht mehr mit Interaktion gleichgesetzt wird –, jetzt aber unter umgekehrten Vorzeichen. Schriftlichkeit ist nicht mehr abgeleiteter, allopoietischer Modus wie die Memoiren und Briefe der Konversation im 17. Jahrhundert. In der Romantik wird die Schriftlichkeit fundierender Kommunikationsmodus. Wenn Mitteilung überhaupt möglich ist, dann nur in der Schrift. Selbst Mündlichkeit muss schriftlich organisiert werden und taucht eigentlich nur in Schriftform auf. So ist für Novalis der akademische Lehrvortrag ein »mündliches Buch, er muß alle Bestandtheile des Buches haben.«⁶⁶ Aber die Behandlung der Differenz schriftlich/mündlich stellt sich in der Romantik noch subtiler dar. Die Option für die Seite der Schriftlichkeit ist auch bei Friedrich Schlegel eindeutig, wenn er etwa in den Erörterungen über Philosophie – als Brief an Dorothea gerichtet und wie selbstverständlich zum Druck gegeben – bemerkt: »Leben sei Schreiben«, daher sei die Schriftform auch dem Gespräch vorzuziehen, gerade wenn es sich um tiefgehende philosophische Erörterungen handle:

»Dir wäre ein Gespräch vielleicht lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor. Die Schrift hat für mich ich weiß nicht

64 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 645.

65 Ebd., S. 441.

66 Ebd., Bd. 3, S. 367.

welchen geheimen Zauber vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche sie umschwebt. Ja ich gestehe Dir, ich wundere mich welche geheime Kraft in diesen toten Zügen verborgen liegt.«⁶⁷

Die toten oder stillen Züge der Schriftlichkeit, gegenüber der Mündlichkeit durch den Vorzug der Geräuschlosigkeit ausgestattet, überbieten jene aber in ihren eigenen Möglichkeiten. Schriftlichkeit trägt Züge von idealer Mündlichkeit, die in reale Mündlichkeit nicht zu transformieren ist – nur um den Preis ihrer Zerstörung. »Man glaubt zu hören was man nur liest, und doch kann ein Vorleser bei diesen eigentlich schönen Stellen, nichts tun als sich bestreben, sie nicht zu verderben.« Die Verwandlung der idealen Mündlichkeit in reale Mündlichkeit ist also nur in der Schrift zu haben. Die in der Romantik häufig gebrauchte Stilfigur der fingierten Mündlichkeit in Form von gedruckten Gesprächen, Dialogen, Monologen bestätigt diesen Befund. Dies zeigt aber auch einen Formwechsel der Kommunikation an, der den Übergang von der stratifizierten zur funktionalen Differenzierung deutlich markiert.

Umschrift der Differenz schriftlich/mündlich

Die Differenz schriftlich/mündlich kann als eine Unterscheidung mit zwei Seiten aufgefasst werden, die in der Selbstbeobachtung der gesellschaftlichen Kommunikation vollzogen wird. Unterscheidungen dieses Typs sind Operationen, die es erlauben, andere Operationen anzuschließen, da sie eine temporäre Option für eine Seite der Unterscheidung im Vollzug der Unterscheidung treffen. Mögliche Anschlussoperationen sind dann unter anderen: der Wechsel auf die andere Seite der Unterscheidung (crossing) und die Wiedereinführung der Unterscheidung in die aktuell gewählte Seite der Unterscheidung (re-entry).⁶⁸ Die Wiedereinführung der Unterscheidung in das Unterschiedene, die als re-entry nur noch den Charakter einer Wiedervergegenwärtigung hat, die selbst nicht formbildend ist, findet in der stratifizierten Gesellschaft eindeutig auf der Seite der Mündlichkeit statt, wie ich anhand der Konversationssemantik des 17. Jahrhunderts gezeigt habe. Formbildend ist hier die Oberschichteninteraktion mit all ihren entfalten internen Differenzierungen einschließlich der Möglichkeit, die Differenz schrift-

67 Schlegel, *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, a.a.O., S. 170 f.

68 Diese unterscheidungstheoretischen Überlegungen werden unter dem Titel Formanalyse diskutiert in: Dirk Baecker, *Probleme der Form*, Frankfurt a.M. 1993.

lich/mündlich in der Mündlichkeit zu repräsentieren. Mit dem Übergang zur funktionalen Differenzierung wechselt die Selbstbeschreibung der Kommunikation die Seite der Unterscheidung. Sie wechselt sozusagen den »Standort«, der jetzt die Seite der Schriftlichkeit ist. Das setzt eine gewisse Autonomie und selbstreferentielles Operieren im Modus der Schriftlichkeit voraus und impliziert, dass der re-entry der Unterscheidung auf der Seite der Schriftlichkeit stattfindet. Dafür ist die fingierte Mündlichkeit als Darstellungsmittel der Romantik ein Beispiel. Formbildend ist daher in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft die Seite der Schriftlichkeit der Differenz schriftlich/mündlich. Diente in der stratifizierten Gesellschaft Schriftlichkeit überwiegend der Erinnerung oder der Steigerung und Präparierung von Mündlichkeit, so gestattet die Moderne der Schriftlichkeit eine eigene Finalität, die nicht das Nadelöhr der Interaktion passieren muss.

Literatur

- Aarsleff, Hans, *From Locke to Saussure. Essays on the Study of Language and Intellectual History*, Minneapolis 1982.
- Albrecht, Clemens, *Zivilisation und Gesellschaft*, München 1995.
- Arnauld, Antoine/Nicole, Pierre, *La Logique ou l' art de penser* (1660), Paris 1970.
- Baecker, Dirk (Hrsg.), *Probleme der Form*, Frankfurt a.M. 1993.
- Balzac, Honoré de, »Illusions perdues« (1867), in: ders., *La Comédie humaine*, Bd. 5, Paris 1977.
- Behler, Ernst, *Frühromantik*, Berlin/New York 1992.
- »Die Sprachtheorie in Friedrich Schlegels frühen Schriften (1795-1803)«, in: Hans-Jürgen Gawoll/Christoph Jamme (Hrsg.), *Idealismus mit Folgen. Die Epochen-schwelle um 1800 in Kunst und Geisteswissenschaften*, München 1994, S. 75-86.
- Bellegarde, Jean-Baptiste Morvan de, *Reflexions sur le ridicule, et sur les moyens de l'éviter*, Paris 1697.
- Bergk, Johann Adam, *Die Kunst Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller*, Jena 1799.
- Bohn, Cornelia, »Verstehen, Kommunikation und das Problem der Schriftlichkeit: Von Luhmann zu Dilthey«, in: *Annali di Sociologia* 8 (1992), S. 443-458.
- *Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit*, Opladen 1999.
- Bosse, Heinrich, »Der Autor als abwesender Redner«, in: Paul Goetsch (Hrsg.), *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*, Tübingen 1994, S. 277-290.

- Bray, Bernard/Strosetzki, Christoph, *Art de la lettre – Art de la conversation à l'époque classique en France*, Paris 1995.
- Derrida, Jacques, *De la grammatologie*, Paris 1974.
- Dumont, Louis, *Individualismus. Zur Ideologie der Moderne*, Frankfurt a.M. 1991.
- Fumaroli, Marc, *L'Age de l'éloquence. Rhétorique et »res literaria« de la Renaissance au seuil de l'époque classique*, Paris 1980.
- *Trois institutions littéraires*, Paris 1994.
- Gautier, Théophile, *Mademoiselle de Maupin* (1835), Paris 1966.
- Giesecke, Michael, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a.M. 1991.
- *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1992.
- Hahn, Alois, »Theorien der Entstehung der europäischen Moderne«, in: *Philosophische Rundschau* 31 (1984), S. 178-202.
- »Partizipative Identität« (1997), in: ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*, Frankfurt a.M. 2000, S. 13-80.
- Herder, Johann Gottfried, *Briefe zur Beförderung der Humanität (1793-1797)*, hrsg. von Hans Dieter Irmscher, Frankfurt a.M. 1991.
- Koch, Manfred, *Weimarer Weltbewohner: Zur Genese von Goethes Begriff »Weltliteratur«*, Tübingen 2002.
- Koschorke, Albrecht, *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 2003.
- La Bruyère, Jean de, *Les Caractères* (1694), Paris 1965.
- La Rochefoucauld, François de, *Maximes* (1665), hrsg. von Jacques Truchet, Paris 1992.
- Luhmann, Niklas, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1980.
- »Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1980, S. 72-162.
- *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992.
- »Eine Redeskription »romantischer Kunst«, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hrsg.), *Systemtheorie der Literatur*, München 1996, S. 325-345.
- *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1997.
- Méré, Chevalier de, *Œuvres Complètes*, Bde. 1-3 (1661), Paris 1930.
- Novalis, *Schriften, Bde. 2 und 3: Das philosophische Werk I und II*, hrsg. von Richard Samuel/Hans Joachim Mähl/Gerhard Schulz, Darmstadt 1965-1968.
- Ong, Walter J., *Interfaces of the world. Studies in the evolution of consciousness and culture*, Ithaca 1977.
- Parsons, Talcott, »Evolutionary Universals in Society«, in: *American Sociological Review* 29 (1964), S. 339-357.

- Pascal, Blaise, *Pensées* (1670), Paris 1958.
- Paul, Jean, *Siebenkäs* (1796), Frankfurt a.M. 1976.
- Rousseau, Jean-Jacques, »Les Confessions« (1782), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 1, Pléiade, Paris 1959, S. 1-589.
- »Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes« (1755), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 3, Pléiade, Paris 1964, S. 111-241.
- »Du contrat social ou principes du droit politique« (1762), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 3, Pléiade, Paris 1964, S. 349-470.
- »Emile« (1762), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 4, Pléiade, Paris 1969.
- *Essai sur l'origine des langues* (1781), Paris 1990.
- »Discours sur les sciences et les artes« (1765), in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 3, Pléiade, Paris 1992, S. 3-111.
- Schlegel, Friedrich, *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe in 35 Bänden*, hrsg. von Ernst Behler (KFSA), Paderborn 1988.
- *Kritische Schriften und Fragmente*, Bd. 1 u. 2 (1794-1801), Paderborn 1988.
- Stäheli, Urs, »Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik«, in: *Soziale Systeme* 4 (1998), S. 315-341.
- Stanitzek, Georg, *Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1988.
- Starobinski, Jean, *Jean-Jacques Rousseau: La transparence et l'obstacle*, Paris 1971.
- Stichweh, Rudolf, »Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: *Soziale Systeme* 6 (2000), S. 237-251.
- Vaumorière, Pierre d'Ortigue de, *L'Art de plaire dans la conversation*, Paris 1691.
- Viala, Alain, *Naissance de l'écrivain. Sociologie de la littérature à l'âge classique*, Paris 1975.
- Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922), Tübingen 1985.